

JÜRGEN LUH  
**DER GROSSE KURFÜRST**



JÜRGEN LUH

**DER GROSSE  
KURFÜRST**

Sein Leben neu betrachtet

Siedler

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage Januar 2020

Copyright © 2020 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: Adriaen Hanneman,

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, o.J.,

Photographische Gesellschaft, Berlin © akg-images/Blanc Kunstverlag

Lektorat und Satz: Büro Peter Palm, Berlin

Reproduktionen: Aigner, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0096-0

[www.siedler-verlag.de](http://www.siedler-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Helga Luh*  
(1937–2016)



# Inhalt

Sein Leben neu betrachtet

9

## **Kindheit und Jugend**

*Bedrückende Verhältnisse, denen er entrinnen will*

II

## **Die ersten Regierungsjahre**

*Auf der Suche nach seinem Platz in der Welt*

65

## **Neuanlauf nach Krieg und Frieden**

*Er will endlich emporkommen*

119

## **Am Scheitelpunkt**

*Er erreicht sein Ziel – und will mehr*

175

## **Seine letzten Jahre**

*Er muss seine Grenzen erkennen*

241

## ANHANG

Dank 285

Anmerkungen 287

Bibliographie 313

Zeittafel 323

Personenregister 327

Bildnachweis 336





## Sein Leben neu betrachtet

Friedrich Wilhelm konnte nicht ahnen, dass die Nachwelt kritische Quellen, die seine Unsicherheit und Unzuverlässigkeit offenbaren, missachten und ihn – über seine Schwächen hinwegsehend – zu einem »Großen« der Geschichte, ja, zum »Begründer Preußens« erheben würde. So hat er selbst sich nur allzu gern gesehen. Doch in seinen dunklen Stunden ahnte er, dass er das Vermögen, seinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden, nicht hatte.

Zeit seines Lebens hat er sich mit dem von Saul verfolgten David verglichen. Wie der biblische Hirtenjunge von dem israelitischen König werde er zu Unrecht immerwährend von seinen Gegnern bedrängt. Niemand wolle sein Emporkommen leiden, alle würden sich seinen Ambitionen in den Weg stellen, gerade so wie König Saul, nachdem David heldenhaft den Goliath und die Philister besiegt hatte. Oft fühlte er sich bedrängt, gejagt. Wenn sich in einsamen Momenten solch trübe Gedanken seiner bemächtigten, gewann er bisweilen sogar die Überzeugung, die ganze Welt stelle ihm nach, habe es auf ihn abgesehen, wolle ihn um sein Leben bringen.

Die Quellen überliefern das Bild eines Zauderers, unsicher, misstrauisch und wankelmütig. Schon der Jugendliche zeigt wenig Neigung, grundlegende Kenntnisse zu erwerben. Seine Leidenschaft gilt der Jagd, er zeichnet ganz passabel, aber es gibt nichts, wodurch er sich besonders hervortut – abgesehen von dem Anspruch, zu den Großen Europas zu gehören. Um dieses Ziel zu erreichen, beutet er sein Land aus, schließt bedenkenlos Bündnisse mal mit der einen, mal mit der anderen Seite. Dass er am Ende nicht alles verliert, hat er mehr dem Unglück der anderen als der eigenen Leistung zu verdanken.



HERR, TU MIR KUND DEN WEG,  
DEN ICH GEHEN SOLL;  
DENN MICH VERLANGT NACH DIR.  
(Psalm 143, 8)

## Kindheit und Jugend

*Bedrückende Verhältnisse, denen er entrinnen will*

Durch sein Wesen wie durch die widrigen Umstände, denen er sich immerfort ausgesetzt glaubte, war Friedrich Wilhelm ein Getriebener. Unter seinem Bett habe der Zehnjährige einst einen gedungenen Meuchelmörder mit bloßem Degen gefunden, so lautete die Erklärung, die solchen Gefühlen Berechtigung verleihen und seine wiederholt auftretende Melancholie und Mutlosigkeit der Mit- und Nachwelt verständlich machen sollte. Auch auf den geliebten Jagdausflügen, auf die er viel Zeit verwendete, die er besser für Wichtigeres genutzt hätte, sei ihm aufgelauert worden. Alle diese »Mordanschläge« hat Friedrich Wilhelm körperlich unversehrt überstanden, sodass zweifelhaft ist, ob derartige Nachstellungen überhaupt stattgefunden haben. Doch allein schon die von seinem Umfeld gern und häufig gestreuten Gerüchte und Vermutungen über angeblich bevorstehende oder versuchte Attentate hinterließen wohl seelische Wunden in ihm, die niemals heilten. Ein »leidender Zustand« und tiefe Nieder geschlagenheit traten noch in seinen letzten Lebensjahren auf.

Dass die Devise, die er sich zur Richtschnur seines Lebens erkor, »Herr, tu mir kund den Weg, den ich gehen soll«, dem 143. Psalm Davids entstammte, war durchaus kein Zufall, sondern Ausdruck seiner Selbstsicht, ja seines Seins überhaupt. Der in seiner Disposition zwischen Verzagtheit und Kampfesmut schwankende Psalm kehrt Friedrich Wilhelms Innerstes nach außen, offenbart, was er als Kurprinz und Kurfürst, als Herrscher über ein in europäische Turbulenzen verwickeltes Territorium fühlte, aber nicht sagen durfte, ohne Schaden zu nehmen: »Denn der Feind verfolgt meine Seele und schlägt mein Leben zu Boden«, heißt es dort im dritten Vers, eine innere Anspannung enthüllend, »er legt mich ins Finstere wie die, die lange schon tot sind.« Und im vierten Vers, alle Unsicherheiten und Befürchtungen gleichsam bündelnd: »Mein Geist ist in Ängsten,

mein Herz ist erstarrt in meinem Leibe.« Aber der Psalm gab ihm zugleich Halt, wies ihm einen Weg, seine tief sitzenden Ängste zu überwinden, ihnen zumindest zu trotzen, und schenkte ihm darüber hinaus in einsamen, verzweifelten Stunden das tröstliche Vertrauen und die Zuversicht, derer er so sehr bedurfte. »Lass mich am Morgen hören Deine Gnade; denn ich hoffe auf Dich«, lautete wohl nicht zufällig jener Satz des achten Verses, der seinem Wahlspruch unmittelbar vorausging, und der folgende neunte Vers verlieh seinem Vorsatz, sich in der Welt behaupten zu wollen, geradezu beschwörend Ausdruck: »Errette mich, mein Gott, von meinen Feinden; zu dir nehme ich meine Zuflucht.«

Der Psalm Davids leitete Friedrich Wilhelm von Anbeginn bis ans Ende seiner Tage in allen privaten Handlungen, aber mehr noch in allen politischen. Er war ihm in guten wie in schlechten Zeiten eine Stütze, er wies ihm die Richtung, offenbarte ihm, davon war er fest überzeugt, den Weg, der ihn schließlich an sein von Gott bestimmtes Ziel führen werde.<sup>1</sup> Auf diesem Weg wollte er ganz so, wie es die Verse des Psalms beschreiben, voranschreiten: mit dem Herrn an seiner Seite, vertrauend auf dessen Hilfe und Unterstützung. Wenn er überzeugt war, Gott mit all seiner segnenden, unbesiegbaren Kraft stehe hinter ihm, war er ganz bei sich und setzte eine kaum für möglich gehaltene Energie frei, die sich vor allem in seinem energischen Willen zeigte, über alle Widerstände und Anfeindungen hinweg sein Ziel zu erreichen. Als trage er Scheuklappen, konnte er dann stur vorwärtsmarschieren und rücksichtslos sämtliche Hindernisse zur Seite räumen, indem er auf alles und jeden losging. Niemals werde er nachgeben, ließ er in solchen Momenten jähzornig aufbrausend seine Umgebung wissen, lieber solle der Teufel alles holen.<sup>2</sup>

War er erfolgreich, kannten seine Zufriedenheit und seine Zuversicht keine Grenze. blieb ihm der Triumph über Widersetzlichkeiten und Gegner, den er sich hoffnungsfroh ausgemalt hatte, jedoch verwehrt, fiel er in Phasen trübseliger Düsternis, dumpfer Verzweiflung und lähmender Untätigkeit, die auch mal länger andauern konnten. Von seiner Umwelt kapselte er sich in solch trüben Stunden, in denen seine depressive Stimmung hervortrat und Macht über ihn gewann, hermetisch ab. In seinen letzten Lebensjahren konnte das über

Tage, ja Wochen der Fall sein. Die Einzige, die ihn dann noch erreichen, in die Welt zurückholen und ihm dort den »nötigen psychischen Rückhalt«<sup>3</sup> geben konnte, war seine zweite Frau Dorothea. Die tiefen, immer häufiger und stärker auftretenden Depressionen zu überwinden gelang Friedrich Wilhelm aber trotz aller Bemühungen und der Hilfe, die er erfuhr, nicht.

### *Die Welt, in die er geboren wird*

Friedrich Wilhelms Schwermut und sein Trübsinn, auch seine Unsicherheit rührten, sofern sie nicht vererbt oder angeboren waren – das lässt sich aufgrund fehlender Quellen nicht sicher feststellen –, aus den gefährdeten, in äußerst bedrohlichen Zeitläuften liegenden Kinder- und Jugendjahren, den Einengungen seiner Freiheit, den Zumutungen, die er als Kurprinz ertragen, und den Rückschlägen, die er in seinem Ehrgeiz immer wieder hinnehmen musste. Als er am 6. Februar 1620 des in Brandenburg damals gebräuchlichen julianischen Kalenders, also am 16. Februar nach heute üblicher Zeitrechnung, zwischen drei und vier Uhr morgens im Schloss zu Berlin als erster Sohn und damit als Thronfolger des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und seiner Gemahlin Elisabeth Charlotte von der Pfalz geboren wurde, lagen die protestantischen und katholischen Territorien des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation miteinander im Krieg. In den ersten achtundzwanzig Jahren verlief das Leben Friedrich Wilhelms im langem Schatten dieses Ringens, das Macht über ihn ausübte und seinem Ehrgeiz Ziele, aber auch Grenzen setzte. In diesen widrigen, ihm – wie er glaubte – von Anfang an feindlichen Verhältnissen musste der brandenburgische Kurprinz sich, so gut er konnte, zurechtfinden und bei Freund und Feind Geltung zu verschaffen suchen, wenn er dereinst in der Welt etwas darstellen wollte.

Diese Zeitläufte ein wenig näher zu betrachten ist unumgänglich, will man Friedrich Wilhelms überzogenes Geltungsbedürfnis und sein immer wieder von dem Verlangen nach Gleichberechtigung, Anerkennung und Aufstieg geprägtes Handeln verstehen. Man muss sich

mit den politischen Verhältnissen in Mitteleuropa, mit der Familie und ihrem Ort in den allgemeinen Gegebenheiten, mit ihrer Stellung innerhalb des Heiligen Römischen Reiches sowie mit den Ambitionen des Hauses Brandenburg, für die er eintreten wollte, so vertraut machen, wie Friedrich Wilhelm selbst es tat, um herauszufinden, wer er eigentlich war, woher er kam und wohin er gehen sollte. Sein Leben lang konnte er sich nicht freimachen von dem Gefühl, seine Familie – und damit er selbst – würden innerhalb der deutschen und europäischen Fürstengesellschaft nicht in der ihnen zukommenden Weise geachtet, man versuche die Seinen und ihn vorsätzlich klein zu halten und verweigere ihnen mutwillig und zu Unrecht die Erfüllung ihrer berechtigten Ansprüche auf die Ausdehnung ihrer Herrschaft und die Erweiterung ihres Ansehens.

»Von Gottes Gnaden, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs ErtzCämmerer und Churfürst, in Preußen, zu Gülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen und Jägerndorff Hertzog, Burggraff zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graff von der Marck undt Ravensberg, Herr zu Ravenstein und der Lande Lauenburg und Bütow«,<sup>4</sup> gehörten sein Vater Georg Wilhelm und er selbst, als er dem Vater nachgefolgt war, zu jener kleinen, lediglich die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, den König von Böhmen, den Pfalzgraf bei Rhein sowie den Herzog von Sachsen umfassenden Gruppe deutscher Fürsten, die berechtigt war, das kaiserliche Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches zu küren. Aus dieser Dignität und Hervorgehobenheit leitete er in erster Linie seine Ansprüche ab, hieraus speiste sich sein Ehrgeiz.

Die Geschichtsschreibung stellte Friedrich Wilhelms Vater Georg Wilhelm kein gutes Zeugnis aus. Weitblick, Energie und Geschick hätten ihm gefehlt, nicht einmal »körperliche Elastizität« – nach einem Unfall konnte er kaum noch laufen und musste sich in einer Sänfte tragen lassen – habe der Kurfürst besessen. »Von Tatkraft, festem Willen, fürstlichem Selbstgefühl« keine Spur, nichts davon sei in ihm gewesen.<sup>5</sup> Die »borussischen« Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts, die zuerst und fast ausschließlich preußisch-patriotisch dachten und schrieben, deren Abgott der brandenburgisch-preußische Staat war, der das Deutsche Reich, ja Deutschland angeblich erst

erschaffen hatte, schmähten Georg Wilhelm, weil das Kurfürstentum Brandenburg während dessen Regierungszeit keine führende Rolle in der großen Politik spielte, wie es das ihrer Ansicht nach hätte tun sollen. In jenen politisch wie militärisch diffizilen Zeiten während des 1618 ausgebrochenen Dreißigjährigen Krieges habe sich dieser ganz und gar »unheldische, harmlose« Herrscher vorsichtig und so manches Mal gar ängstlich zurückgehalten.<sup>6</sup> Dass dies – bei aller berechtigten Kritik an dem Kurfürsten – klug war und der Dynastie wie Brandenburg oftmals nützlich, weil diese Zurückhaltung und Vorsicht das Land vor dem Untergang bewahrten, wollte man in einer Zeit, die das Genie und den Heros verehrte, nicht wahrhaben. Das Stigma des furchtsamen Verlierers ist von Georg Wilhelms »großen« Ur-Ur-Enkel Friedrich II. in seiner *Geschichte des Hauses Brandenburg* wirkmächtig verbreitet worden und bis heute an Friedrich Wilhelms Vater haften geblieben.

Georg Wilhelm versuchte sein Kurfürstentum, das über keinerlei Mittel und Möglichkeiten verfügte – weder über soldatische noch über finanzielle –, aus dem weitläufigen politisch-konfessionellen Konflikt herauszuhalten, der sich vor der Jahrhundertwende angebahnt, dann stetig verstärkt und nach und nach von einem deutschen zu einem europäischen ausgeweitet hatte. Seine »Wendungen« und »Biegungen«, wie man seine vorsichtig tastende Politik abschätzig bezeichnet hat, offenbaren, dass er vor allem eines erkannt hatte: Wenn Brandenburg nicht zwischen den Krieg führenden Mächten zerrieben werden sollte und er seine Ambitionen, die ihm auch ohne Waffengewalt erreichbar schienen, nicht aufgeben wollte, musste er sich abwartend, abwägend und unparteiisch verhalten, musste Rücksicht nehmen auf den Kaiser, die Könige von Polen und Schweden sowie besonders auf den König von Böhmen, der sein Schwager war und darüber hinaus für seine sächsisch-lausitzschen Besitzungen sein Lehnsherr sowie Kurfürst von der Pfalz.

Die Titel »Von Gottes Gnaden, Markgraf ..., Churfürst ..., Fürst ...«, die Friedrich Wilhelm nach dem Tod des Vaters erbte und zu mehren sich vornahm, verkündeten stolz den Besitz der brandenburgischen Hohenzollern, offenbarten aber auch die Abhängigkeiten des Kurfürstentums Brandenburg von seinen Nachbarn, denn die

Territorien waren weit verstreut und erstreckten sich ziemlich unzusammenhängend vom Rhein bis an den Pregel mit dem Ergebnis, dass man »viell feinde hatt«,<sup>7</sup> wie Friedrich Wilhelm kurz und knapp feststellte. Auf diese Abhängigkeit, den Neid und die Feindschaft mussten Georg Wilhelm und sein Nachfolger, der immer wieder Versuche unternahm, diese Abhängigkeit abzustreifen, Rücksicht nehmen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war das noch wenig zusammenhängende Land im Heiligen Römischen Reich eine eher unbedeutende Macht. Brandenburgs Kern bildete die – wie es in den Quellen heißt – »entsessene«, weitab gelegene Kurmark, wo es neben Frankfurt an der Oder mit Cölln und Berlin lediglich noch zwei Städte von nennenswerter Größe gab. Um Verbindungen zwischen den verstreuten Landesteilen herzustellen und in Deutschland, aber auch darüber hinaus in Europa Bedeutung und Einfluss zu gewinnen, versuchten die Hohenzollern von Johann Georg bis Georg Wilhelm nicht durch Kriege, wie es ihre Nachfolger in späteren Zeiten taten, sondern durch beharrlich verfolgte Erbansprüche das Territorium in alle Himmelsrichtungen zu erweitern. Friedrich Wilhelm hat sich zunächst lange bemüht, diese Politik seiner Vorgänger fortzusetzen.

Im Westen des Heiligen Römischen Reiches hatten die Hohenzollern gute Aussichten auf die Nachfolge in den Herzogtümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg sowie weit weg im Osten, auf den souveränen Besitz des gesamten Herzogtums Preußen, wo der geisteskranke Herzog Johann Wilhelm regierte. Ihre Ansprüche, die sie im Grunde für unbestreitbar hielten, gingen zurück auf die Kurfürstin Anna, die 1576 in Königsberg als erstes Kind des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen und seiner Gemahlin Marie Eleonore geboren wurde. Marie Eleonore war eine Tochter von Herzog Wilhelm V., dem Reichen, von Jülich, Kleve und Berg. Und im Norden würden die Hohenzollern, das schien ihnen ebenfalls sicher, aufgrund eines Vertrags mit dem Geschlecht der Greifenherzöge in Stettin das Herzogtum Pommern erben. Doch es konnten auch andere Fürsten Anspruch auf diese Erbschaften erheben und die stärkere, machtvollere Politik ein Anrecht einschränken.

Als nun 1609 der gebrechliche Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg verschied und es in der Dynastie keine männlichen



Nachkommen gab, beanspruchten die Hohenzollern und allen voran die Kurfürstin Anna das Erbe des Herzogs selbstbewusst für sich. Wie vorauszusehen, stießen sie mit diesem Ansinnen im Heiligen Römischen Reich sofort auf Widerstand, denn sie waren nicht die einzigen Fürsten, die ihre mehr oder minder guten Rechte auf das Herzogtum geltend zu machen versuchten. Das taten auch die Herrscher Sachsens, die Wettiner, aufgrund der einstigen Ehe zwischen Kurfürst Johann Friedrich I. und Herzog Wilhelms V. Schwester Sibylle, sowie zwei Nebenlinien der Pfälzer Wittelsbacher, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, die aber nur einen Teilanspruch erhoben, sowie die Neuburger Pfalzgrafen, da Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg die zweite Tochter Herzog Wilhelms V. geheiratet hatte. Es gelang allerdings keiner Partei, das reklamierte Gesamterbe in Besitz zu nehmen, denn allen Seiten fehlten dazu die finanziellen und militärischen Mittel. Brandenburger und Neuburger aber, die vollendete Tatsachen schaffen wollten, zusammen jedoch lediglich über knapp 1200 Soldaten verfügten, versuchten, sich wenigstens einen Teil der beanspruchten Territorien zu sichern.

Da die beiden Präkandidaten ziemlich machtlos waren, konnte diese Sicherung freilich nur in Form symbolischer Handlungen erfolgen, und so zogen die Bevollmächtigten Johann Sigismunds von Brandenburg und Philipp Ludwigs von Pfalz-Neuburg in den umstrittenen Territorien von Ort zu Ort, ergriffen unter Aufsicht von Notaren in den Amts- und Kanzleihäusern die Torringe, öffneten und schlossen die Pforten, stiegen auf die Ratskammern und wiesen aus den Obergeschossen auf die Ortschaften der Umgebung. Bis zum Horizont, sollte dies bedeuten, gehöre jetzt alles ihren Herren. Schließlich brachten sie, wenn möglich, weithin sichtbar die Wappen ihrer Fürsten an und erklärten – der Brandenburger Beauftragte im Namen Johann Sigismunds von Kleve, Mark und Ravensberg, der Neuburger Repräsentant im Namen Philipp Ludwigs von Jülich und Berg –, Besitz von den Territorien zu ergreifen. Kleve gelangte auf diese Weise an den Kurfürsten von Brandenburg, Jülich an den Pfalzgrafen von Neuburg.<sup>8</sup>

Während sich Landstände, Ritterschaft und Städte der zu vererbenden Länder in dieser spannungsreichen Situation vorsichtig

zurückhielten, aber beschlossen, dass die Herrschaft über die vakanten Territorien der Zustimmung sämtlicher ihrer Mitglieder bedürfe – der vorwiegend protestantischen Stände Kleves und Marks, der vorwiegend katholischen Jülichs, der gemischt katholischen, lutherischen, reformierten Bergs und der gänzlich lutherischen Stände Ravensbergs –, ging der Kaiser über die Ansprüche und Handlungen der Brandenburger und Pfalz-Neuburger einfach hinweg. Rudolf II. verbot jedwede Besitzergreifung, übertrug die einstweilige Regierung der Witwe Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Kleve-Berg mit ihren Räten und lud sämtliche Prätendenten ein, binnen vier Monaten zwecks einer Entscheidung vor seinem Gericht zu erscheinen.

Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, die beiden »Possidierende[n]«, die bereits »besitzenden« Fürsten, wie sie sich selbst nannten, gingen daraufhin aufeinander zu, um der kaiserlichen Justiz zuvorzukommen. Vertreten durch Markgraf Ernst, einen Bruder des Kurfürsten, und Wolfgang Wilhelm, den Sohn und Nachfolger des Pfalzgrafen, schlossen sie Ende Mai 1609 in Dortmund einen Vergleich, in dem sie vereinbarten, gegen die Anmaßungen anderer zusammenzuhalten, sich bis zur ferneren rechtlichen oder gütlichen Klärung »als nahe Verwandte freundlich« zu begegnen und sich keine weiteren Ländereien des umstrittenen Erbes zum Nachteil der jeweils anderen Seite anzueignen. Den kaiserlichen Mandaten wollten sie dagegen nicht Folge leisten.<sup>9</sup> Dieser Einigung war jedoch nur begrenzter Erfolg beschieden. Zwar konnten die beiden Unterhändler in das ihnen bislang verschlossene Düsseldorf einziehen, nachdem die Bürgerschaft das alte Ratskollegium gezwungen hatte, die Tore zu öffnen. Die kleve-märkischen Stände zu Duisburg und die jülich-bergischen Stände zu Düsseldorf huldigten daraufhin den beiden possidierenden Fürsten, aber der Befehlshaber und die Besatzung von Jülich übergaben diese wichtige Festung an Kommissare des Kaisers. Dort erschien im Juli 1609 Erzherzog Leopold, ein Vetter Kaiser Rudolfs II., um die, wie er sein Auftreten rechtfertigte, unbestreitbaren Rechte seines Kaisers zu vertreten, dessen oberste Räte die ganze Erbrechtsfrage durch den Reichshofrat, eines der beiden höchsten Gerichte des Heiligen Römischen Reiches, entscheiden lassen wollten.

Dieser Beschluss vermengte in der Folge den zwischen den Hohenzollern und Pfalz-Neuburgern schwelenden Jülich-Klevischen Erbfolgestreit dauerhaft mit dem seit langen Jahren währenden und alle kleineren Streitigkeiten überlagernden Konflikt der beiden Religionsparteien im Reich, der Katholiken und Protestanten. Der Reichshofrat, dessen Zusammensetzung der katholische Kaiser bestimmte und der infolgedessen allein aus katholischen Richtern bestand, galt in der jülich-klevischen Sache als »Feind der Rechte der Protestanten«, da er, wie die Protestanten nicht ganz zu Unrecht wahrzunehmen meinten, »eine ausgesprochene Neigung« besaß, die durch den Tod Wilhelms V. erledigten Reichslehen dem Kaiser als »heimgefallen« zuzubilligen, also dessen Verfügungsmasse zuzuschlagen.<sup>10</sup> Die tonangebenden Mächte der Protestanten – der Pfälzer Kurfürst und der hessische Landgraf sowie der englische König und die niederländischen Generalstaaten –, die sich, um ihre Interessen zu wahren und offensiv zu vertreten, 1608 in der Union gegen Kaiser und Katholische zusammengeschlossen hatten, favorisierten dagegen im Sinn der protestantischen Sache den Anspruch Kurbrandenburgs auf das Gesamterbe. Nach ihrem Votum sollte nur ein einziges Fürstenhaus zu wirklicher Macht erhoben werden, und zwar das Kurhaus Brandenburg, denn viele kleine Fürsten würden nichts Ordentliches ausrichten.

Pfalz-Neuburg, durch diese Haltung der Großen innerhalb des protestantischen Lagers zurückgesetzt, suchte daher bald vorsichtig eine Verständigung mit dem Kaiser und mit Spanien. Unter Berufung auf die Verwandtschaft näherte man sich sogar Bayern an und der seit 1609 vom bayerischen Herzog geführten Interessenvertretung der katholischen Stände, der Liga – also den Feinden der Union. In den Erblanden selbst setzte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm nun ganz auf die Unterstützung seiner Ansprüche durch Jülich-Kleves katholische und lutherische Landstände, die dem landfremden, irgendwo weit im Osten ansässigen Markgrafen Joachim Sigismund von Brandenburg misstrauten. Dieser wiederum verließ sich fest auf den Gegensatz zwischen Protestanten und Katholiken und suchte für seine Sache einseitig die Hilfe der in ihrer religiösen Auffassung und Anspruchshaltung radikaleren reformierten Stände. 1610 trat er samt seinem Kurfürsten-

tum deswegen der Union bei, dem Zusammenschluss der protestantischen Reichsstände unter Führung der reformierten Kurpfalz.

Um im jeweiligen konfessionellen Lager festere, dauerhafte Unterstützung zu gewinnen – und vielleicht auch aus Gründen persönlicher Überzeugung –, wechselten beide Landesherren in der Folge aus politischen Gründen ihre Glaubenszugehörigkeit. Wolfgang Wilhelm konvertierte im Mai 1613 heimlich vom Luthertum zum Katholizismus und machte seinen Übertritt erst rund ein Jahr später öffentlich. Johann Sigismund trat am 25. Dezember 1613/4. Januar 1614 vom Luthertum zum Calvinismus über, dessen Lehre Friedrich Wilhelm neben seinem Geltungsdrang Kraft und Antrieb wurde.

An eine weitere gemeinsame Verwaltung der Erblande Wilhelms V. war unter diesen Umständen nicht zu denken. Die Gemeinschaft Brandenburgs und Pfalz-Neuburgs wurde, wie der Pfalzgraf verlauten ließ, »unerträglich«;<sup>11</sup> das Erbe wurde daher unter Vermittlung der interessierten Mächte Frankreich, England, der Generalstaaten sowie der von Kurpfalz geführten protestantischen Union durch einen in Xanten erzielten Provisionalvergleich bis »zu gütlichem und rechtlichem Austrag der Successionsfrage« am 2./12. November 1614 geteilt: Kleve, Mark, Ravenstein und Ravensberg samt dessen Kanzlei und Rechenkammer, die von Düsseldorf nach Kleve verlegt werden sollte, und was darüber hinaus der klevischen Kanzlei und Rechenkammer zugehörte, wurden Brandenburg übertragen, ebenso die in Brabant und Flandern gelegenen Lehen und Ländereien; Pfalz-Neuburg erhielt Jülich und Berg nebst deren Zubehör, wie es in Punkt 8 des Abkommens hieß, unter der Bedingung, dass sowohl die Stadt als auch die Zitadelle von Jülich außer Verteidigungszustand gesetzt und gleichzeitig auch die Neubefestigung von Stadt, Zitadelle und Schloss Düsseldorf demoliert würden.<sup>12</sup>

Da sie nicht in der Lage waren, ihre Ansprüche eigenständig durchzusetzen, hatten sich beide »possidierenden« Fürsten in die Abhängigkeit der großen europäischen Mächte begeben, die dann in der spannungsreichen Zeit vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und auch während des Krieges unter dem Vorwand, die Interessen ihrer Bündnispartner zu schützen, zahlreiche Städte und Stützpunkte in den jülich-klevischen Landen in Besitz nahmen. Die Vereinigten

Niederlande eigneten sich im Lauf der Zeit rechts des Rheins die wichtigen befestigten Städte Emmerich, Rees und Wesel im Herzogtum Kleve an und blieben dort bis 1672. Die Kaiserlichen nahmen sich Hamm in der Grafschaft Mark sowie das an die Grafschaft verpfändete und damit Brandenburg zugehörnde Lippstadt,<sup>13</sup> was die Hohenzollern ohnmächtig geschehen lassen mussten.

Um die fremden Besatzungstruppen loszuwerden und wieder als Herr im eigenen Haus agieren zu können, blieb den Brandenburgern, die über keine abschreckende Militärmacht verfügten, nichts anderes übrig, als einen Ausgleich mit Pfalz-Neuburg anzustreben, der jedoch, so wie die Dinge lagen, mit territorialen Zugeständnissen erkauf werden musste. Dieser Ausgleich gelang aber weder Friedrich Wilhelms Großvater Johann Sigismund noch seinem Vater Georg Wilhelm, und so erbte der Sohn die Herausforderung, sein ihm gebührendes »gutes Recht« durchzusetzen, indem er sich als möglichst Gleichrangiger mit dem Kaiser und den Niederländern und als anerkannter Landesherr mit den klevischen Landständen arrangierte. Dieses nicht leicht zu lösende Problem lag über den ersten fünfundzwanzig Jahren seiner Herrschaft und damit beinahe über der Hälfte seiner Regierungszeit.

In Preußen stand es weitaus einfacher um die Nachfolge der Hohenzollern. Als Herzog Albrecht Friedrich in vollkommener geistiger Umnachtung im August 1618 verstarb, fiel dessen Erbe ohne weitere Umstände an dessen Tochter Anna und damit an die Berlin-Cöllner Hohenzollern, da es Kurfürst Joachim Friedrich 1605 gelungen war, vom polnischen König und Lehnsherrn die Vormundschaft über den kranken Herzog zu erhalten. Dennoch konnten sich Kurfürst Johann Sigismund, Annas Gemahl, wie auch sein Sohn Georg Wilhelm nicht uneingeschränkt über den im Gegensatz zu Kleve unproblematischen Anfall Preußens freuen, da das Herzogtum ein Lehen der polnischen Krone und der brandenburgische Kurfürst damit nicht souveräner Herrscher des Landes war. Georg Wilhelm, dem sein trunksüchtiger, auch während politischer Verhandlungen oftmals »ziemlich bezechter« und nach einem Schlaganfall 1616 nicht mehr uneingeschränkt handlungsfähiger Vater in einer wachen Stunde am 24. Oktober 1619 die Regierung übertragen hatte, musste dem König in Warschau für die Belehnung erhebliche politische Zugeständnisse machen, hatte

den Lehnseid für Preußen persönlich zu leisten und hinzunehmen, dass in zahlreichen Rechtsangelegenheiten nicht das ihm unterstehende herzogliche Gericht in Königsberg oberste Instanz war, sondern »seine« preußischen Untertanen, um ihr Recht zu erlangen, an den polnischen König appellieren konnten. Darüber hinaus musste er für das Herzogtum zu jedweder vom Sejm, der polnischen Reichsversammlung, beschlossenen Steuer 60 000 polnische Gulden, also rund 20 000 Reichstaler, beitragen.

Nur in Pommern schien der erstrebte territoriale Zu- und Bedeutungsgewinn durch den Übergang des Landes von den Herzögen von Pommern zu den Hohenzollern glatt vonstatten zu gehen, da die Hohenzollern »einen eindeutigen Erbanspruch auf Grund eines 1529 geschlossenen, auf [noch] älteren Rechten [aus dem Jahr 1493] beruhenden, vom Kaiser bestätigten und niemals von irgendeiner Seite bestrittenen Vertrages« hatten.<sup>14</sup> Verhängnisvoll war jedoch, dass beim Tod des letzten Herzogs aus dem Haus der Greifen im Jahr 1637 das Land, auf das Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm nun allen Anspruch und alles Recht der Welt besaßen, von den Schweden besetzt war und diese, da das Recht der Brandenburger sie nicht scherte, nicht gewillt waren, Pommern ohne eine horrende Gegenleistung wieder aufzugeben. Ohne eigene Machtmittel und ohne Verbündete war es den Hohenzollern aber weder möglich, eine solche Ablösung aufzubringen, noch Schweden zur Herausgabe des Landes zu zwingen.

Den Brandenburgern blieb angesichts ihrer Abhängigkeit von den Verhältnissen und dem Unvermögen, die eigenen Ansprüche und Ziele militärisch durchzusetzen, im Grunde nur die Möglichkeit, sich von den drohenden Gefahren der Zeit fernzuhalten oder aber zwischen den großen und einflussreichen Mächten im Heiligen Römischen Reich und Europa zu lavieren. Sowohl Georg Wilhelm als auch sein Vater Johann Sigismund entschieden sich in kluger Einschätzung ihrer Lage für Ersteres.

Aus dem in der zweiten Jahreshälfte 1618 ausgebrochenen Krieg zwischen den böhmischen Ständen und der mit ihnen sympathisierenden Union auf der einen, dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und der Katholischen Liga auf der anderen Seite hielten beide Kurfürsten ihre Länder so lange es ging heraus. Anders als

heute brachte keine der Konfliktparteien dafür Verständnis auf, denn Neutralität zu wahren war den Zeitgenossen, die Parteinahme für die »gerechte Sache« der einen oder anderen Seite erwarteten, schlicht verdächtig. »Solch ding ist doch nichts als lauter quisquillae, die der wind aufhebet und wegwehet. Was ist das doch vor ein ding: neutralität? Ich verstehe es nicht«, ließ König Gustav II. Adolf von Schweden seinen Schwager Kurfürst Georg Wilhelm unwirsch wissen.<sup>15</sup>

Berührung mit dem Kriegsgeschehen hatte Brandenburg dennoch bereits zwei Jahre nach Ausbruch der Kampfhandlungen in Böhmen, als 1620 englische Hilfsvölker des sächsischen Herzogs Wilhelm von Weimar erst die Altmark und anschließend die Mark Brandenburg durchzogen. Im Lauf des Krieges wurde das macht- und hilflose Kurfürstentum schließlich von den verschiedenen Parteien immer tiefer in den langwierigen, dem Land und seinen Bewohnern bald sämtliche Kräfte raubenden Konflikt hineingezogen.

Friedrich Wilhelm, der in dieses Ringen hineingeboren wurde, hat sich in all diesen Gegebenheiten zurechtfinden, mit diesen Realitäten zurechtkommen müssen. Die Ohnmacht von Brandenburg, Jülich-Kleve-Berg, Preußen und Polen, Pommern und der langwierige Krieg im Heiligen Römischen Reich sowie sein unbedingter Wille, vor der Welt etwas darzustellen, bestimmten für viele Jahrzehnte seinen Lebensweg und die Ziele, die er – mit Gottes Hilfe – erreichen wollte.

### *Das umhögte Kind*

Die auf die Nachwelt gekommenen Nachrichten aus Friedrich Wilhelms Knaben- und Jünglingstagen sind vergleichsweise dünn gesät. Eigenhändige Aufzeichnungen, Briefe, Notizen oder gar Tagebucheinträge des Heranwachsenden sind selten, und von dem ohnehin wenigen ist möglicherweise einiges nicht mehr vorhanden. Die dürftige belastbare Überlieferung aus den Tiefen der Archive trug in den Jahren 1850, 1853 und 1854 der damalige Direktor des Berliner Geheinen Staatsarchivs Georg Wilhelm von Raumer zusammen und veröffentlichte sie in drei für die Weihnachtsbescherung armer Kinder der Dreifaltigkeitsgemeinde zu Berlin bestimmten Heftchen. Aus

den erhaltenen Nachrichten formte der Archivdirektor eine Art biographische Vorstudie, die den späteren »Großen Kurfürsten« bereits erkennbar machen sollte. Es ist eine Kinder- und Jugendgeschichte Friedrich Wilhelms, die dem seit der Antike als typisch und vorbildlich dargestellten Bild jenes Lebensabschnitts bedeutender Herrscher – beispielsweise Alexander, Hannibal, Caesar – genau entsprach. Angeblich waren alle diese Weltenlenker aus einer Jugend voller Entbehrungen und Mühseligkeiten hervorgegangen und auf rauen Pfaden zu den Sternen – *per aspera ad astra* – vorangeschritten.<sup>16</sup> Das war eine zeitbedingte und bis ins frühe 20. Jahrhundert übliche, der vorgeblich segensreichen Herrschaft der Hohenzollern verpflichtete Darstellung. Jenseits ihrer Teleologie, der Absicht, »Großes« und »Größe« schon bei dem Kind und dem Heranwachsenden entdecken zu wollen, sind die Studien Raumers zur Persönlichkeit des Kurfürsten aber von bleibender Wichtigkeit, übertroffen an Wert nur noch von den spärlichen eigenhändigen Schreiben und Briefen Friedrich Wilhelms, die sich im Archiv erhalten haben.

Da das Kind keine Unterdrückung und Misshandlung durch den Vater erfuhr, wie sie beispielhaft für die brandenburgisch-preußische Geschichte Friedrich II., der Große, in seinen Kinder- und Jugendjahren erlitten hatte, sahen Raumer und fast alle ihm nachfolgenden Biographen das den Charakter Friedrich Wilhelms wie selbstverständlich Läuternde und ihn dereinst zum »Großen« Berufende im alles erschütternden Dreißigjährigen Krieg.<sup>17</sup> Schon der Säugling sei von dessen Waffengeklirr, den Schreien, Schlägen und Schüssen in seiner Wiege um den Schlaf gebracht und in Angst und Unruhe versetzt worden. »Wüstes Lärmen aufsässiger Unterthanen, wilde Kriegsschrecken, unfürstliche Not, schnöde Selbstsucht übermütiger Höflinge und erbitterter Familienhader – das trübe Echo der die Zeit zerreißen religiösen und politischen Kämpfe«, dies waren angeblich die ersten Eindrücke, die auf den Thronfolger einstürmten.<sup>18</sup> Der Tumult, der im Juni 1620 ausbrach, weil für den König von Böhmen geworbene englische Hilfsvölker, etwa 2000 an der Zahl, in die Altmark und die Mark eindrangten und durch die Hauptstadt zogen, ist in jeder Biographie des späteren Kurfürsten verzeichnet: »Da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden



Städten Berlin und Cölln die ganze Nacht hindurch, dass ihrer wohl wenige dieselbe Nacht werden geschlafen haben.« Und ebenso sind die Worte des Kanzlers Friedrich Pruckmann festgehalten, eines erfahrenen Amtmanns und Juristen, der seit der Regierungszeit Kurfürst Joachim Friedrichs im Dienst Brandenburgs stetig aufgestiegen war. Dieser hatte an Friedrich Wilhelms Vater nach Königsberg in Preußen geschrieben, dass das »junge ungetaufte Herrlein« zweimal ziemlich erschreckt worden sei, und er, Pruckmann, glaube sicher, dass der Teufel »den Tod des kleinen Prinzen zuvörderst gesucht habe«. <sup>19</sup>

Aus dem Mund des dritten Mannes im Staat nach dem Kurfürsten selbst und dessen Statthalter Graf Adam von Schwarzenberg hören wir hier zum ersten Mal von vermeintlichen Anschlägen finsterner Mächte, der allerfinsternen Macht gar, der »des Teufels«, auf das Leben Friedrich Wilhelms. Ob der Säugling durch solchen Furor beunruhigt und bereits für sein Leben depressiv gestimmt wurde, wie man verschiedentlich vermutet hat, lässt sich aber nicht entscheiden. Mit ziemlicher Gewissheit übertrugen sich auf den kleinen Prinzen aber die innere Spannung sowie die Erregtheit der ihn umgebenden Personen und darüber hinaus das ganz allgemeine Gefühl der Unsicherheit und Ungewissheit sowie alle sonstigen durch den Krieg ausgelösten Beklemmungen bis hin zur blanken Angst um das eigene Leben, die die Menschen am Hof erfasst hatte.

Soweit es in ihren Möglichkeiten stand, bot zunächst nur die Mutter Elisabeth Charlotte von der Pfalz – eine Schwester des unglücklichen Prager Winterkönigs Friedrich V. – dem Knaben am Berlin-Cöllner Hof Sicherheit und Schutz, unterstützt von einem kleinen Hofstaat weiblicher Bediensteter. Da Georg Wilhelm mit einem Teil der geringen brandenburgischen Truppenmacht in Ostpreußen weilte, war Friedrich Wilhelm in der brandenburgischen Residenz ohne männlichen Beistand.

Auch die Großmütter Anna von Preußen und Luise Juliana von der Pfalz bemühten sich um das Kleinkind, wiewohl mit unterschiedlichem Erfolg. Wie sehr Anna von Preußen ihren Enkel auch zu umsorgen und in ihrem Glauben aufzuziehen suchte, sie konnte dafür bei ihm keine Empfänglichkeit erwecken, wird erzählt. Die strenggläubige Lutheranerin hatte an der reformierten Taufe des Kindes,

die aus Mangel an Mitteln für die Feierlichkeit erst spät – am 30. Juli 1620 neuen Stils – in Berlin erfolgt war, nicht teilgenommen, sondern sich durch ihre Tochter Anna Sophia von Braunschweig vertreten lassen. »Nicht um Alles in der Welt« habe die Großmutter einer solch »gottlosen« Zeremonie beiwohnen mögen.<sup>20</sup> Wohlgelitten bei der lutherischen Bevölkerung Brandenburgs, im reformierten Umfeld des Brandenburger Hofes ihrer religiösen wie politischen Auffassung wegen aber eine Außenseiterin, hatte Anna von Preußen wohl nur selten Gelegenheit, dem Enkel ihre festgefühten religiösen oder politischen Überzeugungen zu vermitteln. Überdies starb die »alte« Kurfürstin von Brandenburg schon sechs Monate nach dessen fünftem Geburtstag. Eine Reaktion Friedrich Wilhelms auf ihren Tod, selbst aus fernerer Zeit, ist nicht überliefert.

Die andere Großmutter, Luise Juliana von der Pfalz, eine geborene Prinzessin von Oranien-Nassau, war auf die Erziehung des Kurprinzen ebenfalls sehr bedacht, heißt es. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat auch sie versucht, ihrem Glauben – dem reformierten – bei dem Kind Geltung zu verschaffen. Doch ist ihr Einwirken auf die weitere Entwicklung Friedrich Wilhelms mangels Informationen gleichfalls nur schwer zu bestimmen.

Nicht viel anders ist es um den Einfluss der Mutter bestellt. Wohl soll der Sohn von der als energisch-liebevoll und calvinistisch-fromm beschriebenen Elisabeth Charlotte, der Tochter Luise Julianas, eine erste Prägung erfahren haben, doch worin diese bestanden hat, lässt sich nicht sagen. Gewiss scheint nur, dass Friedrich Wilhelm gegen Ende seines Lebens äußerte, eine »Lehre« von ihr erhalten zu haben, die ihm während seiner gesamten Regierungszeit »stets vor Augen gewesen« sei, nämlich Gott und die Untertanen über alles zu lieben, sich sämtlicher Tugenden zu befleißigen, die Laster aber ernstlich zu hassen. Hielte er sich an diesen Rat, so habe ihm seine Mutter versichert, sei ihm Gottes Beistand und all dessen zeitlicher und ewiger Segen gewiss.<sup>21</sup>

Dass die Mutter tatsächlich so nachhaltig auf den Säugling und das Kleinkind, ja selbst auf den Jugendlichen eingewirkt hat, ist indes zweifelhaft, da sie schon wenige Tage nach der Taufe zu ihrem Gemahl nach Preußen reiste. »Die fürstlichen Kinder aber« – Friedrich

Wilhelm und seine drei Jahre ältere Schwester Luise Charlotte – »blieben auf dem Schlosse in Berlin zurück, und es wurde für sie der Ersparniß halber eine einzige Tafel bei Hofe gehalten, an der auch ihre Aufwärter mit aßen.«<sup>22</sup> Dass Elisabeth Charlotte in den folgenden Jahren Zeit mit ihrem Sohn verbrachte, ist nicht überliefert. Es wäre auch ungewöhnlich gewesen, denn damals zogen nicht die Mutter oder gar der Vater die Nachkommen auf, sondern vor allem Kinderfrauen, Gouvernanten und zu gegebener Zeit dann Hauslehrer.

Mit fünf Jahren bekam der Kurprinz erstmals einen männlichen Erzieher zugeteilt. Die Wahl Georg Wilhelms fiel auf einen Mann namens Jakob Müller, ein Doktor, der zuvor bei dem Bruder des Kurfürsten, dem am 22. Februar 1625 mit nur einundzwanzig Jahren verstorbenen Markgrafen Joachim Sigismund, Hauslehrer gewesen war. Viel weiß man nicht über diesen Pädagogen. Gut möglich, dass der Schulmeister ausgesucht wurde, weil er ein überzeugter und eifriger Calvinist war, denn Joachim Sigismund, der zunächst unter dem Einfluss seiner Mutter Anna am lutherischen Glauben festgehalten hatte, war nicht zuletzt aufgrund der Einwirkungen dieses Erziehers zur reformierten Religion übergetreten, auf alle Fälle aber von diesem ganz im Sinn der calvinistischen Lehre unterrichtet worden. Dass der Lehrer seinen Schüler anzusprechen und zu erreichen vermochte, belegt das Testament Joachim Sigismunds, worin dem Schulmeister die nicht unbedeutende Summe von 2000 Reichstalern vermacht wurde.

Auch bei Friedrich Wilhelm hat der Erzieher den reformierten Glauben befestigt, und er brachte ihm überdies »eine schöne, deutliche Handschrift« bei, was Friedrich Wilhelm so sehr schätzte, dass er als Kurfürst anordnete, der Jugend in den Schulen vor allem eine gute Handschrift anzugewöhnen – so jedenfalls berichtete von Raumer. Schön und leserlich, im »ganz schulmäßigen Duktus einer Kanzlistenhand mit äußerster Regelmäßigkeit in Größe und Form der Buchstaben«, schrieb jedoch nur der jugendliche Friedrich Wilhelm. Je älter er wurde, desto ausgeprägter, schneller, flüchtiger zeigte sich seine Hand. Betrachtet man seine aus späteren Jahren stammenden Schriftstücke, die sich im Archiv erhalten haben, ist Raumers Nachricht nicht glaubhaft, denn die Handschrift des Kurfürsten ist

oftmals nur schwer zu enträtseln. Ganz offensichtlich bereitete das Schreiben Friedrich Wilhelm sein Leben lang wenig Freude.

Von 1625 bis 1627 hatte neben dem Dr. Müller der ehemalige Erzieher und Hofmeister Kurfürst Georg Wilhelms, Johann von der Borch aus Westfalen, der spätere Drost auf der Sparrenburg bei Bielefeld in der Grafschaft Ravensburg, die Aufsicht über Friedrich Wilhelm. Der schon betagte Herr sollte »nicht die Erziehung vollenden, sondern nur die ersten Anlagen ... dieses hoffnungsvollen Prinzen« ausbilden. Diese knappe Nachricht übermittelt uns Carl Daniel Küster, der Konsistorialrat zu Magdeburg gewesen war, in seiner Schrift über das »ruhmwürdige Jugendleben« des späteren Kurfürsten; 1791 erschienen, ist sie die erste biographische Studie, die schon das Kind als aufstrebenden Großen feierte und spätere propagandistische Zutaten zum Leben Friedrich Wilhelms als wahrhaftiges Geschehen ausgab. Darüber hinaus fehlt aber auch in diesem Fall jedwede weitere Küster bestätigende Nachricht darüber, ob und wie von der Borch den Jungen beeinflusste.<sup>23</sup>

1627, mit sieben Jahren, wurde Friedrich Wilhelm der weiblichen Fürsorge vollends entzogen. Um ihn herum gab es nun nur noch Männer. Zu seinem Gouverneur und Hofmeister bestimmte Georg Wilhelm – frühen Angaben zufolge nach Rücksprache mit Adam von Schwarzenberg und Levin von dem Knesebeck – einen weiteren Ratgeber seines Vertrauens, und zwar den reformierten Edelmann Johann Friedrich von Kalchum, Kalckhun oder Kalkum, genannt Leuchtmar, aus dem Herzogtum Berg.

Über den Westfalen ist merkwürdigerweise nur wenig bekannt, obgleich er während der nächsten zehn Jahre bis zur Volljährigkeit Friedrich Wilhelms die wohl wichtigste Bezugsperson des Kurprinzen war. In Ansbach war Leuchtmar, das ist sicher, Rat und Kammerherr bei Markgraf Joachim Ernst gewesen, wo er zu »verschiedenen Verschickungen« – vor allem an den Berliner Hof – herangezogen wurde. In einer für das Land schwierigen Mission, die so geheim war, dass nichts Genaueres darüber bekannt wurde, soll er sich als Diplomat sogar ausgezeichnet haben. Auch welterfahren und einsichtig soll er gewesen sein – und ganz gewiss war er ein »eifriger Anhänger des reformierten Glaubens«, einer Angabe zufolge sogar ein »fast fanatischer

Reformierter«.<sup>24</sup> Als sein Herr, der Markgraf, 1625 verstarb, befand sich Leuchtmar gerade in Berlin und trat dort umgehend in die Dienste des brandenburgischen Kurfürsten. In seiner neuen Stellung vermittelte er, wie Küster »aus archivalischen Quellen« berichtet, sogleich die Heirat der dritten Schwester Georg Wilhelms, Katharinas von Brandenburg, mit dem Fürsten Gábor Bethlen von Siebenbürgen. Das war ein schöner politischer Erfolg, brachte Brandenburg allerdings das Misstrauen des Kaisers ein, weil Bethlen den Habsburgern feindlich gesinnt war und gegen sie Krieg geführt hatte. Leuchtmar zog zunächst als Katharinas Hofmeister nach Siebenbürgen und blieb dort, bis man ihn an den Hof nach Berlin-Cölln zurückrief.<sup>25</sup>

Vor allem seine religiöse Haltung trug Leuchtmar das Vertrauen des Kurfürsten und – dafür sprechen einige Anzeichen – auch das Wohlwollen der Kurfürstin ein, denn der neue Hofmeister erhielt, was für jene Zeit ungewöhnlich war, keine Erziehungsinstruktion für seinen Zögling wie zuvor von der Borch. Es ist keine Ausbildungsvorschrift überliefert, und eine zumindest einen groben Rahmen setzende Anleitung ist ebenfalls nicht erkennbar für die Zeit, die Lehrer und Schüler miteinander verbrachten. Dass der Kurfürst und die Kurfürstin einen »weisen Erziehungsplan« für ihren Sohn entworfen hätten, behauptet ganz allein Küster, ohne dafür aber einen Beleg zu liefern; nirgends ist solch ein Plan auszumachen.

Sein Amt trat Leuchtmar im April des Jahres 1627 an. Just in diese Tage fiel ein weiterer Tumult, der den in Kinderjahren oft anfälligen und wieder einmal krank darniederliegenden siebenjährigen Kurprinzen sehr beunruhigt haben soll. Die Berlin-Cöllner Bevölkerung empörte sich dieses Mal, weil die Stadt gegen alles Gewohnheitsrecht reguläre Truppen in ihren Mauern aufnehmen sollte. Wohl nicht ganz zu Unrecht vermuteten die aufgebrachtten Bürger, »der Kurfürst wolle mit den Soldaten auch die reformierte Religion einführen«, und das wollten die streng lutherischen Bürger nicht zulassen. Eine wütende Menge bewarf daher die Soldaten des Kurfürsten mit Steinen, nahm einigen die Musketen ab, verletzte andere und trieb die Krieger schließlich durch die Gassen der Stadt bis in das Schloss. Dort harrete am Ende »eine sehr große Menge Volks« unheilswanger, immer wieder Lärm schlagend, an der äußeren Pforte aus.

Es war eine spannungsgeladene Situation. »Man kann [sich] denken, wie der kranke kleine Prinz im Schloss durch den Tumult erschreckt werden mußte«, versuchte von Raumer sich in die Situation des Jungen zu versetzen.<sup>26</sup> Ob Friedrich Wilhelm diesen beängstigenden Auflauf der Bevölkerung wirklich wahrnahm und ob er sich tatsächlich bedroht fühlte, ist nicht zu entscheiden. Da er nun sieben Jahre alt war, besteht jedoch immerhin die Möglichkeit, dass er von dem gewaltsamen Geschehen einen Eindruck erhielt und diesen auch in der Erinnerung bewahrte.

Mit Sicherheit aber spürte das Kind zu jener Zeit erstmals mit vollem Bewusstsein das Bangen und die zunehmende Besorgnis der Menschen in seiner Umgebung vor dem langsamen, aber stetigen Näherkommen des Krieges und der sich in dessen Folge dämonisch immer weiter ausbreitenden Pest, und es begriff, wie hilflos es den obwaltenden Umständen trotz des Hofstaats, der es abschirmte und umhegte, preisgegeben war. Dieses Gefühl des Ausgeliefertseins verstärkte sich wohl noch, als man Friedrich Wilhelm bald darauf, wie Küster mitteilt, unter schützender Bedeckung nach der Altmark in das in einem dichten Wald liegende Jagdschloss Letzlingen schaffte, um ihn vor den feindlichen kaiserlichen Streifscharen in Sicherheit zu bringen.<sup>27</sup> Sein Leben sei in Gefahr, er nicht ausreichend geschützt, ließ ihn auch seine im fernen Preußen weilende Mutter wissen, die wünschte, wie der Geheime Rat Samuel von Winterfeldt dem Kanzler Pruckmann schrieb, ihren Sohn möglichst weit weg nach Osten an die Oder in die Festung Küstrin zu senden, wo er vor den drohenden Unwägbarkeiten und Fährnissen sicherer sei. Sein Vater teilte die Sorge seiner Gemahlin, erklärte sich mit ihrem Vorschlag einverstanden, und so floh Friedrich Wilhelm am 4. Mai 1627 – denn nichts anderes als eine Flucht vor den so ungewissen Umständen war dieser Ortswechsel in den Augen des Kindes –, begleitet nur von seinem Hofmeister, seinem Lehrer und einigen Dienern sowie seiner Schwester samt deren Bediensteten, aus der brandenburgischen Hauptstadt.

Den Weg über Rüdersdorf und Lietzen nehmend, erreichte die Gruppe nach wenigen Tagen Küstrin, dessen Besatzung eigens verstärkt worden war, um den Kurprinzen und seine Schwester zukünftig schirmen und verteidigen zu können.

Er war nun vorerst in Sicherheit. Den Eindruck aber, aus der Residenz, wohin er seiner Stellung und Bestimmung nach gehörte und wo er als künftiger Herrscher des Landes den Widrigkeiten hätte tapfer standhalten sollen, verjagt worden zu sein, konnte er zeitlebens nicht loswerden. Immer wieder stieg diese Erinnerung in ihm hoch.

### *Küstriner Abgeschlossenheit*

In der Festungsstadt Küstrin verbrachte Friedrich Wilhelm die folgenden gut sieben Jahre, und sofern es die militärische Lage erlaubte – die kaiserliche Armee stand schon im August an der Oder, und später beherrschten die Schweden das Land –, erkundete der Knabe in Begleitung von Leuchtmar und anderen die Gegend rings um den Ort.

Welcher Art seine Erziehung in Küstrin war, ob und wie seine geistige Entwicklung voranschritt, darüber gibt es recht wenig Aufschluss, denn der Hofmeister, der seinem kurfürstlichen Herrn regelmäßig berichten musste, beschränkte sich in den Schreiben an Georg Wilhelm meist »auf wenige formelhafte Sätze über das geistige und körperliche Wohlergehen des Kurprinzen«: Ihre Fürstliche Durchlaucht sei »Gott lob gesund und wollauf, ... Gott der allmechtigh wolle hoch[mö]g[en]d Ihrer Fürstl:[ichen] D[ur]chl[auch]tt. ferner ahn stärke und ihn« – in – »seiner furcht wie auch allen Fürstlichen thugenden auffwachsen lassen«. <sup>28</sup> Es sei eine »mehr edelbürgerliche als glänzende Hoferziehung« gewesen, urteilten spätere Schriftsteller.

Überschaut man die erhaltenen Aufzeichnungen, lag dem Präzeptor Friedrich Wilhelms Wohlbefinden wohl weit mehr am Herzen als dessen geistige Entwicklung. Bei »guter, frischer Gesundheit« sei der Knabe während des ganzen Sommers gewesen, liest man ein ums andere Mal in Leuchtmars Berichten. Beschwerden wie die »Flüsse« – wie man damals immer wiederkehrende rheumatische Anfälle bezeichnete –, über die der Junge früher oftmals geklagt hatte, hätten sich nicht eingestellt. Beweglich, auch kräftig sei er geworden, »ein lebhafter Knabe, der mit hellen Augen in die Welt« blicke dank der Jagdausflüge, die der kurprinzliche Hofstaat, angeführt

vom Hofmeister Leuchtmar, nun sehr gern und immer, wenn es möglich war, unternahm, zumal sie ganz vorzüglich geeignet seien, Friedrich Wilhelms Körper abzuhärten.

Schüler und Lehrer zogen daher mit Genehmigung des Kurfürsten zur Zeit der Hirschbrunst in die Massinsche Heide, um die Schreie der Tiere zu hören, und auch im Küstriner Forst stellten sie dem Rotwild nach. Der junge Herr soll dort zwei Zehnder gefangen haben, die Leuchtmar dann erlegte. Auch am Hasenhetzen fand Friedrich Wilhelm Vergnügen, wie stolz verlautete: »Und wurden dabei einmal bei Drewitz, das anderemal bei Quartschen, unweit Cüstrin, sechs Hasen gefangen.«<sup>29</sup> Ganz beherzt sei er vorgegangen, und zwar bedachtsam und unerschrocken zugleich. In der Nähe Küstrins schoss er später auch seinen ersten Hirsch, einen Achtender. Seit jener Zeit, das ist ganz offenbar, ließ ihn das Jagdfieber nicht mehr los, denn mit der Jagd und vielleicht einzig mit ihr verband er aufregend-unbeschwerte, heitere, ja glückliche Tage. Dieses Glück hielt an, bis gemunkelt wurde, auch auf der Pirsch trachte man ihm nach dem Leben. Beeinflusst von seiner Umgebung, schenkte er diesen Gerüchten Glauben und war, wie sich im Verlauf seines Lebens zeigte, je älter er wurde, desto mehr von deren Richtigkeit überzeugt.

Das Lernen ging dagegen nur langsam und nicht eben leicht vonstatten, darin stimmen die Quellen überein und sind sich sogar die allermeisten seiner Biographen einig, obgleich Letztere, weil diese Tatsache nicht recht zu dem von ihnen entworfenen Bild vom schon in jungen Jahren aufstrebenden, überaus umsichtigen »großen« Thronfolger passte, sofort relativierend hinzusetzten: »Wie natürlich für einen phantasiereichen Knaben die Schwierigkeit des mechanischen Lernens!« oder: »Aber das Erfasste machte er sich fest zu eigen«, angeblich sogar mit »regem Sinn für alles, was von kriegerischen Eindrücken sich in seinen Kreis drängte«.<sup>30</sup> Leopold von Ranke, der Nestor der brandenburgisch-preußischen Geschichtsschreibung, behauptete sogar allen Überlieferungen zum Trotz, Friedrich Wilhelm habe damals bereits »die Elemente alles Wissens« in sich aufgenommen.<sup>31</sup> Über die offensichtlichen, vielfach überlieferten Vorlieben des Knaben und Jugendlichen für den Mal- und Zeichenunterricht, den ihm Veltin Moller erteilte, der zu Küstrin Zeugwirker war, für Festungskunde, für



Münzen und Medaillen vor allem, die ihm die Vergangenheit erläutern und nahebringen sollten, auch für die Geometrie und die Messkunst, ging Ranke lieber hinweg, was alles wohl zu Recht darauf hindeutet, dass der künftige Kurfürst von nicht eben rascher Auffassungsgabe war oder schlicht keine Lust verspürte, seinen Kopf übermäßig anzustrengen – jedenfalls zunächst nicht. »Sieben Jahre zählte er«, wird berichtet, »bevor er die Geheimnisse des Alphabets beherrschte.«<sup>32</sup>

Dafür aber zeigte er sich – lenkte Küster von den leidigen Lernerfolgen beziehungsweise -nichterfolgen ab – an den praktischen Dingen seiner Umwelt interessiert, lernte »früh Menschen in ihrer unverschleierten Gestalt« kennen und nahm wahr, wie Edelleute, Soldaten, Bürger, Schiffer, Fischer und Landleute »wirklich denken und handeln«, und nicht, »wie sie scheinen wollen, wenn sie wissen, daß des Fürsten Auge sie beobachtet«. Der Kurprinz habe dank dieser Beobachtungen erfahren, dass in den brandenburgischen Gebieten mehr gute als böse Untertanen wohnten und dass der Untertan viel leichter gut sei, wenn der Regent und seine Gewalthabenden gut mit ihm umgingen.<sup>33</sup> Es war der Versuch, Friedrich Wilhelm, wenn ihm schon Wissen und Sachkenntnis fehlten, früh das für einen großen Herrscher nützliche Verständnis menschlichen Gebarens und Verhaltens zuzuschreiben. Das Ganze bleibt aber die Sinnggebung Küsters, eine Bestätigung findet sich auch dafür nirgends.

Dem Vater, offenbar misstrauisch gemacht durch die immer gleichen, weitschweifigen und – was den Lernerfolg des Sohnes anging – stets wolkigen, wenig konkreten Meldungen Leuchtmars, blieb die Abneigung Friedrich Wilhelms gegen das Memorieren und Sicheinprägen – denn aus nichts anderem bestand damals der Unterricht heranwachsender Fürsten – offenkundig nicht verborgen. Jedenfalls folgte er dem Rat verschiedener namentlich nicht näher bezeichneter Personen und sandte im November 1627 einen Sprachmeister nach Küstrin, den weiter nicht bekannten Johann Willudovius, der den Kurprinzen in der polnischen Sprache, »deren Kenntniß Seiner Liebden künftig im Herzogthum Preußen und besonders bei der Krone Pohlen sehr zu statten kommen werde«, unterrichten sollte. Leuchtmars wies der Kurfürst an, seinen Zögling zu ermahnen, die Sprache »fleißig zu erlernen«, und Dr. Müller sollte bestimmen, wie lange der